Meinungen

Baustelle

Ein Baum auf einem Hügel und eine Sitzbank darum herum: Fertig ist der Ort!

Architekturkolumne Baustelle Wo konventionelle Bauprozesse teils Jahre dauern, kann mit Baum & Bank innerhalb kurzer Zeit Wesentliches positiv verändert werden.

Martin Klopfenstein

Heute soll nicht von einer Bau-Stelle, sondern von einer Baum-Stelle die Rede sein. Genauer von einer kleinen Anhöhe nahe Schwarzenburg. Sie war kahl und leer, bis jemand auf die Idee kam, eine Eiche zu pflanzen und mit ein paar Holzbrettern und Pflöcken eine Sitzbank darum herumzubauen.

Wo vorher ein nicht weiter nennenswertes Strässchen über einen mässig interessanten Hügel lief und nichts weiter, ist nun ein Platz entstanden, eine Stelle zum Verweilen.

Der Blick geht über den Sensegraben ins Freiburgische, im Osten zu den mächtigen Bauernhäusern des Weilers Obereichi oder nordwärts nach Lanzenhäusern. Entstanden ist: ein Ort.

Ort – der Begriff scheint eindeutig und ist es doch nicht. Im herkömmlichen Sprachgebrauch ist er ungefähr identisch mit «Ortschaft». Die Fachwelt fasst ihn jedoch wesentlich weiter. Ein Ort, das ist ein Platz mit Eigenschaften, eine Stelle mit einer Identität, mit Bezügen und Bedeutung. Das kann eine Waldlichtung sein, eine Wegkreuzung, ein Steinkreis – oder eben ein Baum auf einem Hügel.

Als Gegensatz dazu definierte der Anthropologe Marc Augé den Nicht-Ort («non-lieu»), einen Bereich, der undefinierbar und farblos ist (oder wurde). «So, wie ein Ort durch Identität, Zusammenhänge und Geschichte gekennzeichnet ist, so definiert ein Raum, der keine Identität besitzt und sich weder als bezugreich noch als historisch bezeichnen lässt, einen Nicht-Ort.» Und weiter: «Der Raum des Nicht-Ortes schafft (…) Einsamkeit und Ähnlichkeit.»

In der Nähe von Schwarzenburg: Wo vorher ein nicht weiter nennenswertes Strässchen über einen mässig interessanten Hügel lief und nichts weiter, ist nun ein Platz entstanden, eine Stelle zum Verweilen. Foto: PD

Schon 1976 kam der Geograf Edward Relph in seiner Schrift «Place and Placelessness» zu ähnlichen Erkenntnissen. Er diagnostizierte «die Schwächung der Identität von Orten bis zu einem Punkt, an dem sie nicht nur gleich aussehen, sondern sich auch gleich anfühlen und die gleichen langweiligen Erfahrungsmöglichkeiten bieten».

Relph bezog dies vor allem auf städtische Räume. Allerdings liess sich Vergleichbares auch in ländlichen Räumen beobachten, sei es in den Dörfern, sei es in der Landschaft draussen: Strassen wurden breiter, Kurven gestreckter, Parzellen zusammengelegt und maschinentauglich gemacht.

Bäume, Hecken oder Bäche störten und mussten weg. Dem Fortschritt, so, wie man ihn damals verstand, durfte sich nichts und niemand in den Weg stellen, schon gar kein Grünzeug irgendwelcher Art. Wie kurzsichtig dieses Denken war, zeigte sich schon bald: Mit dem Baum verschwand nicht nur ein Orientierungspunkt, ein Schattenspender und Bodenfestiger, sondern auch der Lebensraum für Tiere, beispielsweise als Nistplatz für Vögel.

Die Folge: Ödnis, Leblosigkeit, Erosion. Aber auch ein Stück Kulturgeschichte wurde vielerorts gleich mitentsorgt: Die (Tanz-)Linde mitten im Dorf war früher in manchen Regionen der Mittelpunkt von Festen und Bräuchen. Fortan blieb man lieber zu Hause und schaute fern.

Selbst wenn es Beispiele von kopflosen Baumfällungen immer noch gibt, ist doch ein allgemeines Umdenken bezüglich Baum festzustellen. Wenn die Sommermonate immer heisser und Landschaften immer monotoner werden, ist seine kühlende und bereichernde Wirkung gefragt.

Auch scheint man sich seiner symbolischen Wirkung wieder bewusster zu werden. Beispielsweise in Form von «Babybäumen», die für die Geburt eines Kindes oder die Kinder eines Jahrgangs gepflanzt werden. Eine Tradition, die in Schwarzenburg und Belp, aber auch anderswo wieder aufgenommen wurde. Der Baum als Symbol für das Leben, Wachsen und Gedeihen schlechthin.

Nicht zu vergessen in unserer komplizierten Welt: Wo nicht hanebüchene Vorschriften – etwa im Tiefbau- und Strassenbereich – solches verhindern, ist die Massnahme Baum & Bank grundsätzlich eine sehr einfache Sache.

Wo konventionelle Bauprozesse gut und gern mehrere Jahre dauern, ist mit einem Baum plus Bank innerhalb kurzer Zeit Wesentliches zum Positiven verändert. Kleine Ursache, grosse Wirkung. Auch wenn es abgedroschen klingen mag: Der beste Zeitpunkt, einen Baum zu pflanzen, war vor zwanzig Jahren. Der zweitbeste ist jetzt.

Martin Klopfenstein ist Architekt in Schwarzenburg und Mitglied des «Baustelle»-Kolumnenteams.

Ombudsmann

Wie man 250'000 Abokündigungen provoziert

Der Fall der «Washington Post» zeigt, wie kritisch und verärgert die Leserschaft auf die Neuausrichtung einer Zeitung reagieren kann.

Traditionelle Printmedien befinden sich, mit wenigen Ausnahmen, weltweit in der Krise: sinkende Abonnentenzahlen, schrumpfende Werbeerträge, expandierende News-Wüsten, grassierende News-Deprivation, wachsende Konkurrenz sozialer Medien und künstlicher Intelligenz, sinkendes Vertrauen, zunehmender Druck der Politik, frivole Rechtsklagen. Es ist eine Flut widriger Phänomene, die einzudämmen für Medien eine überlebensnotwendige Herausforderung ist.

«So lasst uns weiterhin unseren ausweglos unmöglichen Auftrag erfüllen, jede Woche einen ersten groben Entwurf der Geschichte abzuliefern, der nie vollständig sein wird in einer Welt, die wir nie verstehen», wusste bereits Philip L. Graham (1915–1963), Herausgeber und Mitbesitzer der «Washington Post». Doch ausgerechnet Grahams Zeitung, heute im Besitz von Amazon-Gründer Jeff Bezos, demonstriert derzeit, dass sich ein Medium auch ohne externen Druck selbst schaden und seinen Ruf ruinieren kann – durch unnötiges Einknicken vor den Machthabern. Eine Geschäftspolitik, die – Stichwort Watergate – das während Jahrzehnten aufgebaute Vertrauen der Leserschaft verspielt.

Und wie schafft das eine Zeitung wie die «Post»? Indem die neue Führung langjährige Mitarbeitende so verprellt,

Durch unnötiges Einknicken vor den Machthabern wird das über Jahrzehnte aufgebaute Vertrauen verspielt.

dass sie selbst kündigen. Oder indem sie dem Meinungsressort, das gemäss amerikanischem Brauch vom Nachrichtenressort strikt getrennt ist, vorschreibt, über welche Themen es zu schreiben hat: über «persönliche Freiheiten und liberale Märkte», ganz im Sinne des Amtsinhabers im Weissen Haus. Was zu einem Exodus renommierter Autorinnen und Autoren geführt hat, welche die Konkurrenz noch so gerne anstellen wird.

Jüngstes Ärgernis? Ein Leitartikel der «Post» über die Wahl des neuen Bürgermeisters in New York City, der unter dem Titel «Zohran Mamdani lässt die Maske fallen» erschien. Der Beitrag warf dem 34-jährigen «Generalissimo» vor, ein Klassenkämpfer zu sein und New Yorker in «Unterdrücker» und «Unterdrückte» einzuteilen.

Worauf innert kurzer Zeit gegen 7000 Onlinekommentare eingingen, die mehrheitlich den Tonfall und die Stossrichtung des Artikels verurteilten. Nicht wenige hinterfragten den Einfluss des Besitzers und zeigten sich besorgt über die neue Ausrichtung des Blattes. Der Unmut der «Post»-Leserschaft ist nicht neu. Als im vergangenen Jahr ihr Verleger mitteilte, die Zeitung werde künftig niemanden mehr für das US-Präsidentenamt empfehlen, trafen nicht weniger als 21'000 verärgerte E-Mails von Leserinnen und Lesern ein. Einer schrieb schlicht: «Die ‹Post› hat mein Herz gebrochen.» 250'000 Personen kündigten ihr Abonnement – ein Zehntel der Kundschaft.

Wer im Zeitalter von X, Tiktok oder Substack noch Leserbriefe und Onlinekommentare brauche, wurde die für Publikumskontakte zuständige Redaktorin der «Post» gefragt. Ihre Antwort: Zwar habe sie im Laufe der Jahre gelernt, dass Leserinnen und Leser heute mehr Gelegenheiten als je zuvor hätten, etwas zu sagen. Gleichzeitig aber hätten sie immer weniger Möglichkeiten, auch gehört zu werden – es sei denn in der Zeitung. Das gilt bei allem Ärger über abgelehntes Feedback auch für die Leserbrief- und Kommentarspalten von Tamedia.

Ignaz Staub
Der unabhängige Ombudsmann von Tamedia berichtet an dieser Stelle regelmässig über Beanstandungen.

Lesermails an: ombudsmann.tamedia@bluewin.ch